

Donna Leon
Milde Gaben

*Commissario Brunettis
einunddreißigster Fall*

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Werner Schmitz

Diogenes

Titel des Originals:
›Give Unto Others‹
Das Motto aus: Georg Friedrich Händel,
›Foundling Hospital Anthem‹,
HWV 268 Georg Friedrich Händels Werke.
Band 36: Psalmen
Ausgabe der Deutschen Händelgesellschaft;
herausgegeben von Friedrich Chrysander
Leipzig: Breitkopf & Härtel, 1872
Covermotiv: Foto von Andrea Perotta
Copyright © Andrea Perotta

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2022
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
1000/22/852/1
ISBN 978 3 257 07190 0

Für Heike Bischoff-Ferrari

*Blessed are they that considereth the poor and needy:
the Lord will deliver them in time of trouble,
the Lord preserve them and comfort them.*

Selig ist er, der des Armen gedenkt, des hilflos Armen,
der Herr wird erhalten ihn zur Zeit der Trübsal,
der Herr bewahret und tröstet ihn.

GEORG FRIEDRICH HÄNDEL,
FOUNDLING HOSPITAL ANTHEM

Als Brunetti am nächsten Morgen zur Questura ging, strahlte ihm auf der Rialto­brücke die Sonne ins Gesicht. Auf dem Scheitel der Brücke blieb er stehen. Er betrachtete die Palazzi, die bis zur Universität in Reih und Glied standen und dann linker Hand aus dem Blickfeld verschwanden.

Am Fuß der Brücke bog Brunetti ab und machte erst bei Didovich wieder halt auf einen Kaffee an der Bar, wobei er die Schlagzeilen der Zeitung des Mannes neben ihm überflog. Dann ging er weiter, an der Miracolikirche entlang geradeaus zum Campo Santi Giovanni e Paolo, wo er die überwältigenden Fassaden der Basilica und des Ospedale auf sich wirken ließ. Er verweilte auf dem Campo, voller Sehnsucht, die Dinge noch einmal so zu sehen wie beim ersten Mal. Dann aber wurde ihm klar, dass er damals drei Jahre alt gewesen war und vermutlich nichts anderes wahrgenommen hatte als die Löwen an der Fassade des Ospedale und Colleonis Pferd.

Innehalten und Schönheit bewundern war in jüngerer Vergangenheit nicht möglich gewesen, als er und all jene, die noch zur Arbeit gehen mussten, dies nur sehr vorsichtig taten, stets den kürzesten Weg nahmen, auf das Vaporetto möglichst verzichteten, bei Wind und Wetter lieber zu Fuß gingen und um andere Passanten einen Bogen machten, wenn die keine Maske trugen. Jetzt hatte die Lage sich etwas entspannt, und Brunetti konnte wenigstens in diesem

winzigen Punkt zur Vergangenheit zurückkehren und etwas zum reinen Vergnügen tun, und das ohne Furcht. Im langen Lauf des Lebens nur eine Kleinigkeit, die Brunetti jedoch viel bedeutete.

Pendolini, der Wachmann am Eingang, trug immer noch konsequent eine Maske. Viele von denen, die im Haus arbeiteten, verzichteten mittlerweile darauf. Hielten die sich für unverwundbar, weil sie ja schließlich Polizisten waren, oder hatten sie das Risiko, keine Maske mehr zu tragen, gründlich erwogen? Brunetti hatte seinen Bruder Sergio gefragt, der im Ospedale Civile arbeitete, und der hatte gesagt, bei der Arbeit trage er immer eine Maske, sonst nicht, Brunetti als vollständig Geimpfter solle allenfalls eine tragen, wenn er sich mit jemand Gefährdetem in einem kleinen geschlossenen Raum befände.

»Eine Frau möchte Sie sprechen, Commissario. Sie wartet schon eine ganze Weile«, begrüßte ihn der Wachmann durch seine Maske. Er wies auf eine Gestalt, die hinten in der Eingangshalle auf der Besucherbank saß und von der Brunetti nur die linke Hälfte erkennen konnte. Die andere Hälfte wurde von einem Mann verdeckt, der vor ihr stand und offenbar mit ihr redete. Über den beiden hing ein Foto der Fontana di Trevi, was Brunetti seit jeher rätselhaft fand.

»Wie heißt sie?«

»Das hat sie nicht gesagt, Signore. Sie meinte, sie kenne Sie.«

»Und wer ist das vor ihr?«

»Sieht nach Tenente Scarpa aus«, sagte der Wachmann.

»Er muss nach unten gekommen sein, nachdem ich sie zum Warten dorthin geschickt hatte.«

Plötzlich wandte die Frau ihren Blick zum Eingang, und als der Mann daraufhin zur Seite trat und sich umdrehte, entpuppte er sich tatsächlich als Tenente Scarpa, der Assistent – andere hielten ihn eher für den Handlanger – von Vice-Questore Giuseppe Patta, Brunettis direktem Vorgesetzten.

Bei Brunettis Anblick mimte Scarpa ein Lächeln, raunte der Frau etwas zu, wandte sich dann langsam ab und ging zur Treppe. Obwohl Brunetti nun freie Sicht auf die Frau gehabt hätte, behielt er den Tenente im Blick, bis dieser hinter dem ersten Treppenabsatz verschwunden war.

Dann sah er zu der Frau hinüber, die eine Maske trug und ihm aus der Entfernung nicht bekannt vorkam. Schlank, eine Kurzhaarfrisur, die alles andere als knabenhaft wirkte und so viel Blond enthielt, dass sie alles andere als grau wirkte.

Auch sie hatte Scarpa auf der Treppe nachgesehen. Erst dann wandte sie sich zum Eingang. Sie hob die Linke und schwenkte sie wie ein Metronom, um ihn auf sich aufmerksam zu machen. In Brunetti stiegen Erinnerungen an alte – und nicht gerade die glücklichsten – Zeiten auf, denn diese Handbewegung konnte nur einer gehören: Elisabetta Foscarini. Ihre Familie hatte die viel größere Wohnung über Familie Brunetti bewohnt, damals, vor Jahrzehnten, in Castello. Ein alter Kriegskamerad von Brunettis Vater hatte ihnen die kleine Parterrewohnung mietfrei zur Verfügung gestellt. Als Gegenleistung erledigte sein Vater alle möglichen Arbeiten am und im Haus. Er fegte die Treppen,

trug den Müll hinaus, machte kleinere Reparaturen und Besorgungen für die Hausbewohner und Nachbarn. In Castello gab es so gut wie keine Geheimnisse. Alle wussten, dass die Familie arm und der Vater seltsam war. Und dass sie umsonst dort wohnten.

Brunetti drehte sich zu Pendolini und bat ihn um eine Maske. Überrascht holte der Beamte eine unter dem Tresen hervor. Brunetti dankte, befestigte sie hinter den Ohren und ging Elisabetta entgegen.

Als sie die Wohnung bezogen, war er auf der Mittelschule. Elisabetta, ein Einzelkind, fünf oder sechs Jahre älter als er, ging auf die Morosini, die schon damals als die beste Schule der Stadt galt.

Nach kaum einem Jahr in der Wohnung ertrug Brunettis Vater die Großzügigkeit seines Freundes nicht mehr, und die Familie zog in eine noch kleinere Wohnung, ein noch schlimmeres Loch bei Santa Marta, wo er und sein Bruder Sergio sich ein Zimmer teilten und das Verhalten seines Vaters so seltsam wurde, dass man ihn, als ehemaligen Soldaten, ins Militärkrankenhaus brachte und dort so lange festhielt, bis er praktisch verstummt war und nichts Seltsames mehr hervorbrachte. Immerhin war sein Vater nach der Entlassung liebevoller zu seinen Söhnen und seiner Frau und drückte seine Gefühle freigebig mit Umarmungen aus, die ihm leichter fielen als Worte.

Elisabetta erhob sich leichtfüßig und kam ihm entgegen. Genau wie damals ging sie kerzengerade und mit weiten Schritten. Wie gut sie aussah, wie wenig die Jahre ihr angetan hatten. Als er stehen blieb, tat sie es ihm nach, ein Meter blieb zwischen ihnen. Ihre Augen lächelten. »Ah,

Guido, wie schön, dich zu sehen«, sagte sie in reinstem Italienisch. Ihre Familie hatte nie Veneziano gesprochen, den Dialekt der unteren Schichten. »Wie gut du aussiehst«, fuhr sie fort. »Es ist ...«, sie stockte und schloss kurz die Augen, »... so lange her, dass ihr aus Castello weggezogen seid. Aber immerhin konnten wir uns noch in der Stadt Hallo sagen.« Wieder lächelten ihre Augen. »Sehr venezianisch, nicht wahr?«

Brunetti lächelte ebenfalls und nickte, ja, sie waren einander immer wieder begegnet. Anfangs hatten die Männer in ihrer Begleitung ein paarmal gewechselt, dann war es immer derselbe gewesen. Schließlich kam ein Baby hinzu, aus dem ein kleines Mädchen und dann ein Teenager wurde.

Auch Elisabettas Haarfarbe und Frisur hatten sich im Lauf der Jahre mehrmals geändert. Bald nachdem sie begonnen hatte, die Haare kurz zu tragen, waren die Haare des Mannes, der weiterhin an ihrer Seite ging, allmählich weiß geworden, etwas, das sie bei ihren eigenen offenbar zu verhindern wusste. Manchmal waren Brunetti und Elisabetta stehen geblieben und hatten Erinnerungen ausgetauscht, freilich nur die guten. Einmal war der Weißhaarige dabei gewesen und auf einen Kaffee mitgekommen, Bruno del Balzo, ein erfolgreicher, stadtbekannter Geschäftsmann. Ihm gehörten nicht nur Unternehmen im Ausland, Fabriken für Maschinenteile, Kleidung und Schuhe, sondern auch Supermärkte in Marghera und Mestre und ein großes Feinkostgeschäft am Campo Santo Stefano, das auf Ausländer und die wachsende Zahl von Vegetariern und Veganern ausgerichtet war.

Seit gut zehn Jahren hatte Brunetti die beiden nicht mehr

in der Gegend von San Marco getroffen und angenommen, sie seien umgezogen. Vor drei oder vier Jahren dann hatte er den Weißhaarigen einmal auf dem Campo Santi Giovanni e Paolo gesehen, wie er im Portal des letzten Palazzo linker Hand verschwand, als Brunetti gerade aus dem Rosa Salva kam.

»Schön, schön, schön«, begann Elisabetta wieder, ohne sich mit den albernen Verrenkungen aufzuhalten, die Erwachsene jetzt anstelle von Händeschütteln und Wangenküssen vollführten. Brunetti wusste um das Trügerische von Erinnerungen, dennoch machte das Wiedersehen mit Elisabetta ihm wenig Freude, nicht, weil er sie aus der härtesten Zeit seines Lebens kannte – und durch sie daran erinnert wurde –, sondern weil ihm gerade einfiel, wie sie einmal, als sie ins Haus ging, nicht auf seine von Weitem herankommende Mutter gewartet hatte, um ihr die Tür aufzuhalten. Sie war eine junge Frau aus angesehener Familie; sie hatte viele Freunde; ihre Familie galt als wohlhabend; und doch, dieser Mangel an simpler Höflichkeit hatte den jungen Brunetti schockiert und seiner Bewunderung für Elisabetta einen Dämpfer verpasst.

Er wollte gerade versichern, wie sehr ihn das Wiedersehen freue, da erklärte sie, während sie den Blick durch die riesige Eingangshalle schweifen ließ, als gehöre das alles Brunetti: »Wir haben deine Karriere verfolgt, meine Mutter und ich.« Sie standen auf Augenhöhe. Da waren nur ein paar Fältchen und Altersflecken, doch das tat ihrer Schönheit keinen Abbruch. »Aus irgendeinem Grund war meine Mutter stolz auf deinen Erfolg«, erklärte Elisabetta. »Sie hielt so große Stücke auf dich.«

»Wirklich?«, fragte Brunetti, erfreut, dass Elisabettas Mutter ihn nicht vergessen hatte.

Während sie das übliche Ritual beim Wiedersehen alter Bekannter aufführten, fragte Brunetti sich die ganze Zeit, was Elisabetta von ihm wollte. Doch wohl nicht über alte Zeiten plaudern oder darüber lamentieren, wie sehr Castello sich mit den Jahren verändert hatte.

Sie blickte um sich und fragte: »Können wir irgendwo reden, Guido?«

Er nickte; sie hatte ihn zweimal mit Vornamen angesprochen, woraus er schloss, dass es um etwas Wichtiges ging. Aber was mochte das sein?

Brunetti wies auf die Treppe, die der Tenente genommen hatte. »Mein Büro ist oben. Hoffentlich stört es dich nicht, zwei Stockwerke hochzusteigen.«

»Du liebe Zeit, nicht doch«, sagte Elisabetta. »Wir wohnen im vierten Stock. Ohne Aufzug.«

Brunetti dachte an den Palazzo, in den er ihren Mann am Campo Santi Giovanni e Paolo hatte verschwinden sehen. Wie wohl die Aussicht von da oben war? Vom vierten Stock aus mussten die Berge zu sehen sein. »Also, gehen wir?«, fragte er.

Er bot ihr nicht den Arm, denn in diesen Zeiten scheuten viele vor Berührung zurück. Keine Wangenküsse zur Begrüßung mehr, keine Umarmungen, und niemand stupste mehr einen Fremden am Arm, um ihn darauf aufmerksam zu machen, dass er etwas verloren oder sich in der Tür geirrt hatte. Sang- und klanglos war ihnen allen eisige Förmlichkeit auferlegt worden. Brunetti fehlte der lockere, freundliche Umgang zwischen den Menschen sehr.

Auf der Treppe erkundigte Elisabetta sich nach seiner Familie, seiner Frau und den Kindern. Sie schien aufrichtig interessiert. Seine Frau, erklärte Brunetti nur, arbeite immer noch an der Universität, sein Sohn studiere dort und seine Tochter wolle in zwei Jahren damit anfangen. Dann verlangsamte er seine Schritte und fragte nach dem kleinen Mädchen, das er hatte aufwachsen sehen; ihren Mann ließ er außen vor.

Am Fuß der zweiten Treppe zögerte sie kurz. »Sie ist kein kleines Mädchen mehr. Sie ist über dreißig.« Elisabetta antwortete ebenso summarisch wie er selbst.

Oben angekommen, blieb Brunetti kurz stehen, falls Elisabetta eine Verschnaufpause brauchen sollte. In diesem Moment vernahm er Schritte und sah Claudia Griffoni die Treppe hochkommen. Als Griffoni registrierte, dass Brunetti nicht allein war, wollte sie mit zum Gruß erhobener Hand wortlos an ihnen vorbei nach oben gehen.

»Claudia«, rief Brunetti.

Griffoni drehte sich zu ihnen um.

»Darf ich dir eine alte Freundin vorstellen?« Brunetti trat einen Schritt zurück und sagte: »Elisabetta Foscarini.«

Griffoni streckte freundlich die Hand aus, eine Geste, die ihr Gegenüber offensichtlich überraschte. Elisabetta schüttelte lächelnd den Kopf, und Griffoni entschuldigte sich: »Oh, Verzeihung. Ich vergesse das immer wieder.«

Elisabetta behielt die Hand unten. »*Piacere*.«

»Ganz meinerseits, Signora.«

Um ihnen allen über den peinlichen Augenblick hinwegzuhelfen, erklärte Brunetti seiner Kollegin: »Wir haben als Teenager im selben Haus gewohnt.«

Griffoni zwinkerte der anderen Frau komplizenhaft zu. »Ich wusste gar nicht, dass der Commissario mal Teenager war.«

Elisabetta ließ ein wenig damenhaftes Prusten vernehmen, gestattete sich, laut aufzulachen, und sah grinsend zwischen Brunetti und Griffoni hin und her.

Bevor Brunetti etwas sagen konnte, nickte Griffoni den beiden zu und verzog sich nach oben.

In seinem Büro sorgte Brunetti erst einmal für frische Luft. Als er vom Fenster zurücktrat, stieß er beinahe mit Elisabetta zusammen. Er sprang beiseite, bat um Verzeihung und ließ sich ihren Mantel geben. Den Schnitt hatte er schon bewundert; jetzt hatten seine Hände Gelegenheit, auch den Stoff zu begutachten.

Er hängte das Teil in den Schrank und rückte einen Stuhl vor seinen Schreibtisch. Kurz spielte er mit dem Gedanken, sich hinter den Tisch zurückzuziehen, dann aber stellte er den zweiten Stuhl dem ihren gegenüber, jedoch in einiger Entfernung. Er nahm die Maske ab; davon ermutigt, tat sie desgleichen und verstaute ihre in einer verschließbaren Plastikhülle aus ihrer Handtasche.

Jetzt, wo er ihr ganzes Gesicht sehen konnte, bemerkte Brunetti noch deutlicher, wie gut Elisabetta sich gehalten hatte. Sie war schlanker als früher, nur um die Augen und unterm Kinn hatte die Zeit Spuren hinterlassen. Ihr Blick war noch derselbe: dunkeläugig, beharrlich, fest, ohne jede Spur jener latenten Koketterie, wie attraktive Frauen sie nicht selten ausstrahlen.

War er damals nicht wenigstens ein bisschen in sie verliebt? Irgendwie schon, dachte Brunetti, aber das waren

andere Zeiten gewesen, und niemals hätte ein Junge aus seiner Schicht es gewagt, einem Mädchen wie ihr den Hof zu machen. Vermutlich hatte sie das mit einem einzigen Blick klargestellt, falls nicht schon die Sache mit der Haustür seine Leidenschaft hatte erkalten lassen.

Ihre Stimme holte ihn in die Gegenwart zurück, in der sie sich Auge in Auge gegenübermaßen. »Was für nette Kollegen du hast«, begann sie. Und da er schwieg, fügte sie hinzu: »Du bist nicht gerade beschäftigt?« Ihr anbietender Ton war ihm unangenehm.

»Ich habe jede Menge Zeit. Dieser Tage werden nur wenige Verbrechen begangen.«

»Na, das ist doch gut, oder?«, meinte sie geistesabwesend und ohne weiter nachzuhaken. »Ich möchte dich nicht stören.« Es klang beinahe, als hoffte sie auf ein baldiges Ende des Treffens, ein verbreiteter Wunsch bei denen, die in die Questura kamen.

Gedankenlos streckte sie die Hand aus, vielleicht, um ihn am Arm zu berühren, hielt aber noch rechtzeitig inne. Sie zog die Hand zurück und senkte den Blick. Beide schwiegen.

Plötzlich erinnerte Brunetti sich an einen Nachmittag – da mochte er dreizehn gewesen sein –, als er am Küchentisch, der einzigen Stelle, wo genug Platz zum Schreiben war, seine Hausaufgaben erledigte. Es klopfte an der Wohnungstür, und da seine Mutter gerade beim Vermieter war, dem sie zweimal wöchentlich die Wohnung putzte, musste er selbst öffnen.

Er ließ die Hausaufgaben liegen, um aufzumachen, und da stand Elisabettas Mutter mit einem großen Kochtopf vor der Tür.

Sie war eine große, erschreckend dünne und nicht sehr hübsche Frau mit schütterem Haar, das sie wie seine Großmutter in einem winzigen Knoten trug. Nie wäre man auf die Idee gekommen, dass sie mit einem reichen Notar verheiratet war, es sei denn, man war Venezianer und kannte die Vorgeschichte ihrer Ehe. Sie war das einzige Kind von Notaio Alberto Cesti, einem der erfolgreichsten Notare der Stadt. Dessen junger Assistent, Leonardo Foscarini, hatte sich, wie böse Zungen behaupteten, beim bloßen Anblick der Mandantenliste und der Summen, die sie einspielte, auf der Stelle in sie verliebt.

Elisabettas Mutter grüßte den jungen Brunetti und bat ihn um einen Gefallen: Ob sie den Topf dalassen könne? Er sah, wie groß der war, und bot an, ihn ihr abzunehmen.

»Danke, Guido«, sagte sie. »Er ist heiß, am besten stelle ich ihn einfach auf den Herd.« Sie machte drei Schritte, setzte den Topf ab und schüttelte die Hände aus, die zu lange die heißen Griffe gehalten hatten. Dampf drang unter dem Deckel hervor, und die Küche der Brunettis füllte sich mit dem Duft von Tomaten, Kräutern und Zwiebeln.

Er wollte ihr etwas anbieten, doch gab es nichts anderes anzubieten als Wasser, und das war ihm peinlich. »Was soll ich meiner Mutter sagen?«, fragte der junge Brunetti.

»Sie hat mir ihr Rezept für *pasta e fagioli* gegeben, und das habe ich heute probiert.« Elisabettas Mutter lachte – Brunetti, der sie noch nie hatte lachen hören, fand das schön. Sie rieb sich die Hände an der Schürze – Brunetti sah sie oder seine Mutter selten ohne dieses Kleidungsstück – und sagte irgendwie verlegen: »Ich habe nicht aufgepasst

und anscheinend zu viele Bohnen und Pasta reingetan, und jetzt habe ich viel zu viel gekocht.«

Es war nicht das erste Mal, dass Signora Foscarini die Resultate ihrer mangelnden Kochkünste nach unten brachte und die Brunettis darum bat, ihr die Peinlichkeit zu ersparen, ihrer Familie »diese Bescherung« oder »dieses viel zu groß geratene Gericht« aufzutischen zu müssen. Und die Brunettis halfen ihr bereitwillig aus der Patsche.

Sie zeigte auf den Topf. »Ich musste ständig Wasser nachgießen, dabei wurde es immer mehr, und schließlich musste ich es auf zwei Töpfe verteilen. Das hier«, sagte sie, »ist nicht mal die Hälfte. Wir schaffen niemals alles, also sag deiner Mutter, sie soll euch bitten, beim Aufessen zu helfen.«

Brunetti war nicht in einer Welt aufgewachsen, in der Essen verschenkt wurde, erst recht nicht in großen Mengen, er wusste nur, Elisabettas Mutter war eine gute Frau. Wie sorgfältig sie ihrer Geschichte den Anstrich von Wahrheit zu geben versuchte, begriff er erst später. Jetzt dankte er ihr und wünschte nichts so sehr, als ihr etwas anbieten zu können, und sei es nur ein Apfel.

Sie ging zur Tür. »Hoffentlich schmeckt es euch«, sagte sie lächelnd. »Ich fürchte, wir alle werden noch die ganze Woche davon essen.«

Als sie gegangen war, nahm Brunetti den Deckel von dem heißen Topf. Essensduft schlug ihm entgegen: Bohnen, Tomaten und Zwiebeln, Rosmarin und Thymian. Und oben zwischen kleinen Möhrenscheiben schwammen so viele Stückchen Wurst, wie er noch nie gesehen hatte.

Ihn überkam ein wohliges Gefühl von Sicherheit: Schon

ein Viertel vom Inhalt dieses Topfs hätte genügt, ihn satt zu machen. Jetzt, Jahrzehnte danach, erinnerte er sich nicht mehr, ob sie die Pasta an jenem Abend aufgegessen hatten oder wie viel er davon abbekommen hatte. Er erinnerte sich nur noch an die plötzlich in ihm aufsteigende Gewissheit, dass er nicht würde hungern müssen, zumindest nicht an diesem Abend.

Unwillkürlich erklärte Brunetti, zum ersten Mal aufrichtig freundlich, seit er Elisabetta unten getroffen hatte: »Es ist sehr schön, dich wiederzusehen.« Und in Erinnerung an die Güte ihrer Mutter fügte er hinzu: »Wir hatten großes Glück, in eurer Nähe zu wohnen.«

Er bemerkte ihre Verblüffung. Sie sah auf ihre im Schoß verschränkten Hände, dann zu Brunetti. »Meine Mutter hat immer gesagt, du seist ein guter Junge, Guido.«

Brunetti errötete. Um das zu überspielen, fragte er, ohne dass ihm auf die Schnelle eine schonendere Formulierung eingefallen wäre: »Lebt sie noch?«

Elisabetta schüttelte den Kopf. »Nein. Sie ist vor einigen Jahren gestorben.«

»Das tut mir leid«, sagte Brunetti, und er meinte es ernst. »Sie war sehr nett zu meiner Mutter.« Wieder riss sich eine Erinnerung los und begann, an die Oberfläche zu treiben.

»Oh, sie war zu allen nett«, sagte Elisabetta, als sei das Kompliment ihr unangenehm. Ja, richtig, dachte Brunetti; es ging um Freundlichkeit, um ihre oder seine Mutter.

»So hatte meine Mutter jemanden, mit dem sie reden konnte«, fügte Brunetti hinzu.

Elisabetta nickte. »Meine Mutter hat mir erzählt, wie sehr man sich um dich und Sergio gekümmert hat.«

Erstaunlich, dass Elisabetta all die Jahre den Namen seines Bruders behalten hatte. Doch Brunetti ließ sich seine Überraschung nicht anmerken. Um etwas zu erwidern, meinte er: »Damals habe ich nicht verstanden, wie einsam sie war, oder wie traurig, ich wusste nur, es tat ihr jedes Mal gut und half ihr über manche Tage, wenn sie mit ihr reden konnte.«

Elisabetta war sichtlich verwirrt. »Sprichst du von meiner Mutter?«, fragte sie, und es klang beinahe entrüstet.

Ihr Ton rief Erinnerungen wach, er hörte seine Mutter, selbst die Freundlichkeit und Geduld in Person, sagen: »Ich glaube, ihre Mutter weiß, Elisabetta hat kein so gutes Herz wie sie.« Mit einem Hemd seines Vaters am Bügelbrett stehend, hatte sie hinzugefügt: »Aber das scheint Elisabetta nicht zu kümmern.«

Ganz in diese Gedanken versunken, hatte Brunetti es schwer, auf Elisabettas Frage einzugehen. Schließlich platzte er heraus: »Nein doch, nein. Ich kannte sie ja kaum. Ich habe von meiner Mutter gesprochen, nicht von deiner, Elisabetta. Glaub mir bitte.«

Elisabetta schloss die Augen und presste die Lippen zusammen. Sie setzte zum Sprechen an, hielt inne, öffnete den Mund und dann die Augen und sagte schließlich: »Entschuldige, Guido. Ich habe das falsch verstanden.« Nachdenklich, als sinne sie einem neuen Gedanken nach, fuhr sie fort: »Vermutlich müssen Frauen mehr reden als Männer. Es hilft uns, wenn wir erzählen können, wie man uns behandelt und was wir von anderen halten und was uns glücklich macht oder traurig.«

»Während Männer nur über Geld und Macht reden?«

Brunetti versuchte, die Frage wie einen Scherz klingen zu lassen.

»Richtig«, ging Elisabetta über den Scherz hinweg oder tat zumindest so, als habe sie ihn nicht mitbekommen.

Beide schwiegen, bis er sich vorbeugte und seine Hand auf ihre Stuhllehne legte. »Warum bist du zu mir gekommen, Elisabetta?«

Ihre Hände verkrampften sich. Sie versuchte, nach hinten auszuweichen, saß aber schon so weit hinten wie möglich und brachte nur den Stuhl zum Knarren. Sie wandte den Blick von ihm ab zum Fenster.

Nachdem Elisabetta mehrmals tief Luft geholt hatte, fuhr sie sich mit der Hand übers Gesicht, drehte sich wieder zu ihm um und erklärte: »Es geht um Flora, meine Tochter.«

Wieder sah Elisabetta zum Fenster, offenbar nach Worten suchend. Brunetti wusste, in Situationen wie dieser war es das Beste, abzuwarten und beharrlich zu schweigen.

Als sie die Sprache wiedergefunden hatte, sah sie ihm in die Augen und meinte: »Ihr Mann hat etwas gesagt, das sie das Schlimmste befürchten lässt.«